

Das europäische Denken war nicht immer so eng angelegt wie zu EU-Zeiten.
Das Werk von Albert Camus zeugt von einer Epoche, in der
man sich auf riskanteren Wegen befand.

An der Südgrenze

4. November 2013, Gerd Held

Der Autor Albert Camus, dessen Geburtstag sich am 7. November zum hundertsten Mal jährt, ist Zeuge einer Zeit, die merkwürdig fremd und sogar verdächtig erscheint. Fremd für heutige Verhältnisse ist die Selbstverständlichkeit, mit der sich sein Leben und Werk zwischen Nordafrika (Algerien) und Kerneuropa (Frankreich) bewegte. Verdächtig ist die Kolonialpolitik, die dabei Pate stand und zu schwerem Unrecht führte. Doch wenn man versucht, diesen Verdacht im Fall des Albert Camus zu erhärten, macht man eine irritierende Erfahrung: Eine herrische Attitüde fehlt hier gänzlich. Den Ausgangspunkt seines Denkens bildet eher die Erfahrung der Ohnmacht, wenn man zum Beispiel an seinen Roman „Die Pest“ denkt. Ein merkwürdiger „Kolonialist“ ist hier am Werk, der zur Beschreibung der Grundsituation des Menschen den griechischen Mythos von Sisyphus heranzieht – jenen Mann, der immer von neuem seinen Stein den Berg hinaufrollen muss. Camus' Welt ist nicht von Heroen bevölkert, überhaupt steht die Person gar nicht so stark im Vordergrund. Viel mehr hat er eine neue Aufmerksamkeit für die äußere, niemals zu überwindende Bedingtheit des Menschen ins Spiel gebracht. Seine Sprache beeindruckt am meisten dort, wo sie durch ihre Kargheit das Existenzielle der menschlichen Zwangslagen hervortreten lässt. Sie kommt ganz ohne demonstrativen „Aufschrei“ aus.

So sind bei diesem Lebenswerk, mehr als bei anderen Denkern, die Orte tatsächlich bedeutsam. In Algerien als Sohn eines französischen Landarbeiters geboren, hat er europäische Wurzeln, aber er teilt auch die afrikanische Knappheit. Nachdem der Vater 1914 in der ersten Schlacht an der Marne fällt, wächst er bei der Mutter in einem Unterschicht-Stadtteil von Algier auf. Sein literarisches Talent wird früh erkannt und an einem Gymnasium gefördert, aber der „Bildungsaufsteiger“ bleibt in seinem Schreiben dem Südufer des Mittelmeers treu. Der Grundansatz seines Denkens, sein Sinn für die härtere Umwelt und das kürzere Glück jenseits von Arkadien ist schon entwickelt, als der zweite Weltkrieg ausbricht. 1941 erscheint der „Mythos des Sisyphus“. Und nun kommt es zu einem merkwürdigen Zusammenklang: Denn die Südküste des Mittelmeers wird zu einem wichtigen Schauplatz für den Sieg über die NS-Herrschaft in Europa. Nicht nur in Russland und auf dem Atlantik, sondern auch hier auf der südlichen Außenbahn, wurde sie zuerst gebrochen.

Nicht dass Camus dafür ein politisches Programm formuliert hätte, aber sein Werk trifft eine Stimmung und fügt sich in eine historische Chance. Mit der Wende des 2. Weltkriegs blitzte für einen kurzen geschichtlichen Moment die Möglichkeit auf, dass das erfolgreiche Zusammenwirken europäischer und afrikanischer Kräfte zu einer neuen mediterranen Partnerschaft führen könnte. Auch zu einer größeren europäischen Idee, die für die anderen, kargen Bedingungen und des Südufers einen Platz hätte. In dieser Lage traf eine Grundfrage von Albert Camus das Zeitgefühl: Wie können Knappheit und Freiheit zusammengedacht

werden? Das sorgte für Distanz zu den Heilsbotschaften von rechts oder links, nicht aber für einen Abschied von jeder Mitmenschlichkeit. Er war ein „engagierter Pessimist“ und es gab damals ein Europa, das dafür empfänglich war.

Und heute? Anlässlich des Camus-Jubiläums kann man es offen aussprechen: Seine Gedankenwelt ist uns fremd geworden. Die Frage, wie Freiheit zu finden ist, wenn Anstrengungen dürre Früchte tragen und häufig auch ganz scheitern, gilt im Grunde als unstatthaft oder sogar unerträglich. Zugleich gibt es keine anschauliche Vorstellung mehr davon, wie stark Europa einmal mit dem nordafrikanischen Geschehen verflochten war. Sicher gibt es heute schnellere Informationen und sicher gibt es auch mehr Verkehrsverbindungen, doch sind diese Beziehungen weniger existenziell als früher. Die Verbundenheit zwischen dem Nordufer und dem Südufer des Mittelmeers ist weniger schicksalhaft. Nach Jahrzehnten des erfolgreichen Unabhängigkeitskampfes schaut man vom afrikanischen Ufer zwar oft nach Europa, aber man würde es weit von sich weisen, hier ein Vorbild und einen Hebel für die eigene Entwicklung zu suchen. Und am Nordufer, an dem nun das „immer enger vereinte“ EU-Europa den Ton angibt, regiert nun die Selbstgewissheit, dass man zur Not auch ohne Afrika auskommt. Menschen europäischer Herkunft, die sich am Südufer existenziell gebunden haben, sind heute eher selten.

Die Vision eines größeren Europas, das bis nach Afrika reichte, hat die 50er Jahre nicht überlebt. Camus' Aufrufe für einen zivilen Burgfrieden zwischen den französischen und arabischen Bevölkerungsteilen Algeriens fanden wenig Gehör. Als er 1960 ums Leben kam, hatte im Grunde schon eine neue Epoche begonnen, die von der Euphorie des 3. Welt-Radikalismus auf der einen Seite und von der europäischen Vereinigungs-Euphorie auf der anderen Seite bestimmt war. Für die Sogkraft, die diese Zweiteilung entfaltete, gab es gute Gründe. Im Süden war das Unrecht der Kolonialherrschaft viel zu groß, um nicht eine heftige Abkehrbewegung auszulösen. In Europa legte die Erfahrung der Weltkriege es nahe, Stabilität in einer möglichst unauflöslichen Staaten-Korporation zu suchen. Dazu kam die Erwartung auf beiden Seiten, dass nun ein großes Binnenwachstum möglich sei. So erfolgte die Trennung der beiden Mittelmeerrufer – nach dem ersten schmerzvollen Riss – erstaunlich geräuschlos und konfliktarm. Die neue Südgrenze wurde in ihrer Tiefe kaum wahrgenommen.

Diese Situation dauert im Grunde bis heute an. Die Optionen der Nachkriegszeit, die im Werk von Albert Camus anklingen, sind tief verschüttet. Man kann sie auch nicht einfach wieder ausgraben und zurückholen. Die getrennten Entwicklungen haben inzwischen Tatsachen geschaffen, nicht zuletzt eine ungleich größere, sehr junge Bevölkerung im Süden und ein hohes soziales Anspruchsniveau im Norden. So ist es nicht verwunderlich, dass alle Versuche, Camus eine neue Aktualität anzudienen, krampfhaft wirken. Und doch könnten die Krisen südlicher und nördlicher Anrainerstaaten darauf hindeuten, dass die Epoche des Unabhängigkeits-Optimismus ihren Zenit überschritten hat. Noch regieren die Rettungspläne, aber es wächst doch die Ahnung, dass sich elementare Knappheiten des Mittelmeerraums wieder bemerkbar machen. Gleichzeitig werden auch neue Freiheitsansprüche laut. Klingt da nicht doch von Ferne die Grundfrage des Albert Camus wieder an?

(Manuskript vom 4. November 2013, unveröffentlicht)